

Landwirtschaftsgeographische Fragen des Ulmer Raums

Von Gerhard Endriß

Unser Untersuchungsgebiet liegt zu beiden Seiten der Donau im, schwäbisch-alemannischen Raum. Sein nördlicher Teil wird von der Schwäbischen Alb eingenommen, sein südlicher von Oberschwaben. Das Gestein der Alb ist Kalk: Brauner und Weißer Jura. Auf ihr kommt es infolge der Verkarstung zu einem raschen Versinken des Regenwassers in die Tiefe. Neben den Zisternen, den „Dachbrunnen“, legte man die „Hülen“ oder „Hülben“ an, künstliche, mit Lehm verkleidete Weiher zum Tränken des Viehs und zur Wasserentnahme bei Brandfällen. Aber oft mußte im Sommer das Wasser auf weite Entfernung vom Tal täglich im Fuhrwerk herbeigeschafft werden. Jetzt hat die Albwasserversorgung der Not ein Ende bereitet. Bei der seit 1877 durchgeführten Gruppenwasserversorgung wird das in den Tälern vorhandene Wasser durch Pumpwerke in ausgedehnten Röhrennetzen jeweils einer Gruppe von Albgemeinden zugeleitet.

Das nördliche Oberschwaben ist das Land der Altmoränen und der Schotterflächen der Eiszeit, das südliche mit dem Bodensee wird von der Jungmoränenlandschaft mit ihrem bewegteren Relief eingenommen. Von der Donau, die sich von 560 m bei Scheer, östlich von Sigmaringen, bis 418 m bei Dillingen senkt, steigt das Land langsam nach SO gegen die Alpen an; Kempten an der Iller hat 694 m Höhe. Die Dörfer der Alb liegen 500—800 m hoch.

Die Niederschläge sind überall ausreichend für die Bewaldung, obwohl die Alb im Regenschatten des Schwarzwalds und ihre Donauseite im Schatten der eigenen Scheitelzone liegen. Der nördliche Teil des Alpenvorlands wiederum liegt im Regenschatten der Alb. Auf der Schwäbischen Alb ist die Rotbuche beheimatet. Auch heute noch bildet sie trotz verschiedener Bewirtschaftungsmaßnahmen den Hauptteil des Waldes mit Einsprengungen von Ahorn, Esche, Ulme, Linde und Kirschbaum, dazu Eiche und Hagbuche (Weißbuche), ferner Mehlbeere, Vogelbeerbaum, Elsbeere, Birke usw. Das lichte Grün des Buchenwalds gibt der Alb ihren schönen Schmuck. An Nadelhölzern sind einheimisch Wacholder, Eibe und wohl auch die Forche. Die Fichte ist ursprünglich nur an den Rändern im O und W verbreitet gewesen, wo das Fränkische Nadelholzgebiet und das des Schwarzwalds hereinragen. Die heutigen Nadelwälder der Alb beruhen auf künstlichen Anpflanzungen.

In Oberschwaben sieht der Reisende zunächst das Vorherrschen des Nadelwalds. Doch haben neuere Untersuchungen, besonders von Felix Freiherr von Hornstein ergeben, daß Oberschwaben ursprünglich ein großes Laubwaldgebiet war. Einzelne Eichen und Buchen finden wir heute noch als Reste dieses früheren Waldes, in dem auch Esche, Erle, Aspe (Zitterpappel), Haselnuß und Birke vertreten waren. Die Einwanderungswellen von Fichte und Tanne erfolgten von Süden nach Norden. Vielfach wurde die Fichte durch einen bis vor wenigen Jahrzehnten noch weit in Oberschwaben verbreiteten Waldfeldbau eingeführt, der sich bis heute in einigen

Gegenden erhalten hat. Er ist der letzte Rest eines Brandwaldfeldbaus, der in den Zeiten der extensiven Wirtschaft mit ihrem mangelnden Dung zur Flurerweiterung und Aufrechterhaltung der Nährstoffbilanz des landwirtschaftlichen Betriebs hier allgemein üblich war (vgl. Endriß 1949). Er ist Heinrich Schmitthenner bei seiner Schilderung der Reutbergwirtschaft in Deutschland entgangen. In früheren Zeiten wurde nach der Rodung das ganze Holz verbrannt, später nur das Reisig, zuletzt nur der Bodenüberzug. Dieses Brennen nennt man, in Oberschwaben „motten“. Nach dem ersten Abtrieb eines urwüchsigen Laubwalds folgten auf die Harthölzer Weichhölzer wie Salweiden, Aspen, Erlen, Birken, bis dann im Schutz dieses Vorwalds Buchen und Eichen aufkamen. Wenn das gleiche Grundstück durch lange Zeiten hindurch immer wieder in bestimmten Zeitabständen neu bebaut wurde, so entstand zuletzt ein 10—20—40jähriger Niederwaldumtrieb. Oft wurden dabei nicht alle Bäume gefällt, oder man grub nicht alle Stöcke der Laubhölzer aus. In solchen Fällen entstanden die sogenannten Stockäcker, von denen die Landschaft südlich von Ulm zwischen Donau und Iller den Namen „Holzstöcke“ bekam. Der Landschaftsbegriff „Stauden“ zwischen Ulm und Augsburg deutet auf einen Niederwald hin als Ende der ausgeplünderten Wälder.

Bis zum 16. Jahrhundert war der Waldfeldbau eine reine landwirtschaftliche Angelegenheit, dann kam es mit der Einführung der Fichtensaat zu einer Verbindung mit der Forstwirtschaft. Diese Methode wurde im 16.—18. Jahrhundert überall üblich. Der früheste Hinweis für das Alpenvorland stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts aus den Akten des Unterspitals in Memmingen. Das klassische Gebiet dieses neuzeitlichen Waldfeldbaus wurden die Wälder des Klosters Ochsenhausen. Im späteren staatlichen Forstamt Ochsenhausen wurde aus wissenschaftlichen Vergleichsgründen diese Wirtschaftsart belassen. Bei der Waldnot nach dem Zusammenbruch 1945 wies die Arbeitsgemeinschaft „Oberschwäbische Fichtenreviere“ praktische Wege im modernen Waldfeldbau. In letzter Zeit wurde nach der Abholzung der Boden an die Bauern zur Stockrodung und mehrjährigen Nutzung verpachtet. Während früher bei der ungenügenden Düngewirtschaft die Anbaumöglichkeit als Erweiterung des Lebensraums im Vordergrund stand, ist nun diese Waldverpachtung nur noch ein verschleierter Stockholzverkauf. Die Wurzeln werden nach der Rodung gemottet, d. h. unter Beschränkung des Luftzutritts verbrannt. Dann wird Roggen oder „Haber“ eingesät früher im 4. Jahr „Haber“ mit Fichtensamen untermischt. Die Stoppeln mußten sodann 30 cm hoch stehen bleiben. Jetzt ist die Anbauzeit meist kürzer. Werden Kartoffeln angepflanzt, so muß das Kartoffelkraut auf dem Feld liegen bleiben. Auf diesen ehemaligen Waldböden gedeiht der Dinkel, die alemannische Brotfrucht, nicht. Das macht sich auch bei den mittelalterlichen Abgaben bemerkbar. Beim Waldfeldbau wurden auch Hochbeete angelegt; sie verdanken ihren Namen der Wölbung, die sie im Querschnitt zeigen. Die Höhe beträgt im Durchschnitt 20—50 cm. Während auf der heute bebauten Flur die Hochäcker weitgehend eingeebnet sind, sind sie im Wald vielfach bis jetzt erhalten geblieben. Diese

Hochäcker sind nun nicht alle auf einmal, sondern in bestimmtem Turnus angelegt worden, was ja schon aus dein Wesen des Waldfeldbaus hervorgeht. Ihren richtigen Charakter hat in Süddeutschland erstmals Christian Frank erkannt, dessen Ausführungen nun von F. v. Hornstein vertieft wurden. Letzterer hat besonders das Verhältnis des Hochackers zum Wald geklärt. Die Anlage der Hochbeete kann wegen Nässe oder wegen einer zu seichten Humusdecke erfolgt sein. So finden wir sie heute noch im System der Dreifelderwirtschaft in Benützung auf den schweren, undurchlässigen Böden des Schwarzen Jura im nördlichen Albvorland, u. a. im Kreis Göppingen.

Diese Hochäcker des Waldfeldbaus führen in den Urkunden oft die Bezeichnung Witraite. Der Name hat in letzter Zeit zu manchen Vermutungen Anlaß gegeben. So wurde behauptet, daß die erste Silbe des Worts mit dem Wort Wald Zusammenhänge, und daß Witraite mit Waldacker zu übersetzen sei. Herrn Prof. Dr. Ernst Ochs-Freiburg, dem besten Kenner des Alemannischen, verdanken wir den Hinweis, daß die Wytraiti der Gegensatz zur Hofraite ist und ein Vorwerk bedeutet, ein vom Menschen angelegtes Feld draußen an der Gemarkungsgrenze. Das zweite Glied des Worts ist nicht mit Reute verwandt, sondern mit bereit; das erste Glied gehört zu weit, hat geschichtlich nichts mit witu = Wald zu tun. Damit dürfte von sprachlicher Seite her eine endgültige Klärung des umstrittenen Begriffes erreicht sein: es handelt sich um ein Feld an der Gemarkungsgrenze, über dessen nähere Bewirtschaftungsweise der Name nichts aussagt. Das Wort hatte nicht nur in Oberschwaben, sondern auch auf der Alb eine weite Verbreitung. So kommt es in den geschichtlichen Abschnitten der Beschreibung der Oberämter Urach (S. 235 ff.) und Münsingen (S. 293 ff.) immer wieder vor. Es werden damit Außenfelder bezeichnet, die einer anderen Bewirtschaftungsart unterliegen als die in Dorfnähe gelegenen Felder. Erhalten hat sich der Begriff Wit- u. a. in dem Weiler Witthau, Gemeinde Hörvelsingen, Kreis Ulm, und in den Wytweiden des Schweizer Juras, die uns Heinrich Gutersohn geschildert hat.

Für die Weiden unseres Raums waren früher die Hartwälder von großer Bedeutung. Bekannt sind vor allem die Hartwälder in den Oberrheinlanden. Besonders weit ausgedehnte Harte finden wir auf der Schwäbischen Alb. Diesen Wald-, Flur- und Ortsnamen mit -hart hat F. v. Hornstein seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Nach ihm ist der Hart der am frühesten und am tiefsten vom Menschen beeinflusste Wald. Allem Anschein nach sei der Hart zu einem Rechtsbegriff geworden, der das Recht gemeinsamer Nutzung durch die Hartgenossen ausdrückt. Dieses Recht umfaßte die Holznutzung, die Schweinemast, die Waldweide, auch das Recht, nach bestimmten Regeln Brandwaldfeldbau zu treiben, Egerten anzulegen, sowie Holzmäher zu nutzen. So ist der Hart nach F. v. Hornstein nichts anderes als eine Bezeichnung für die Allmende. In Gegenden der mittelalterlichen Rodungssiedlungen, in denen auch keine Allmenden im eigentlichen Sinn Vorkommen, fehlen nach seinen Untersuchungen die Wald- und Ortsnamen auf -hart. Beim weiteren Ausbau einer Urgemeinde wurde der Ur-Hart meistens im

gemeinsamen Eigentum der Gemeinden belassen. So entstanden Genossenschaften mit einem Hart-Gericht, das die Nutzung zu regeln und Streitigkeiten zu schlichten hatte.

Von den Hartwäldern der Alb ist durch Viktor Ernst in der Beschreibung des Oberamts Münsingen „das Münsinger Hart“ eingehend geschildert worden. — Im Schwäbischen sagt man das oder der Hart, im Fränkischen die Hart. — Sein Umfang betrug 4744 württembergische Morgen = 1495 ha; 414 Morgen waren Wald, der Rest bestand größtenteils aus Mähdern, einmähdigen Grasplätzen, die nach dem ersten Schnitt als Weide benutzt wurden. Die Nutzung der Hartorte im Hart umfaßten Holz und Weide. Durch die Rechte der Hartgenossen war privates Eigentum im Hart nur beschränkt, nicht ausgeschlossen. Erst im Lauf des 19. Jahrhunderts hat sich die Gemeinschaft am Hart allmählich aufgelöst. Im Jahr 1896 ging der ganze Hart im Truppenübungsplatz Münsingen unter.

Die fünf an der Hartnutzung beteiligten Orte bildeten eine Markgenossenschaft. Von ihnen grenzen nur vier an das Hart; Münsingen ist durch eine fremde Markung davon getrennt und hat Mühe, sich den Weg dahin freizuhalten. Trotzdem hat die Stadt Münsingen gewisse Vorrechte, während die übrigen vier Orte unter sich gleichberechtigt nebeneinander stehen. Andere Orte in unmittelbarer Nachbarschaft des Harts blieben von seiner Nutzung ausgeschlossen. Viktor Ernst stellt nun fest, daß die fünf Orte der Hartgenossenschaft alle zur alten Münsinger Hundertschaft zu rechnen sind, die angrenzenden Orte aber, die von der Hartnutzung ausgeschlossen sind, gehören anderen Hundertschaften an. So kommt er zu der Frage, ob nicht auch an eine sprachliche Verwandtschaft von Hart mit Harde = Hundertschaft zu denken sei. Herrn Prof. Ochs verdanken wir wieder die Mitteilung, daß diese Vermutung „ein Wahn“ sei. Der Hartwald ist nach ihm eine unnötige Häufung, denn Hart bedeutet schon allein eine Art Wald; Hart und Allmende haben sprachlich nichts Notwendiges miteinander zu tun.

Aus neuerer Zeit haben wir von Martin Wellmer eine Darlegung der Auffassungen zur Entstehungsgeschichte der Markgenossenschaften unter gleichzeitiger Schilderung der Verhältnisse des Vierdörferwalds bei Emmendingen in der Oberrheinebene. Danach hat es keine Markgenossenschaft der vier Dörfer seit der Landnahme gegeben. Markgenossenschaften sind das Ergebnis einer Zeit, in der die hergebrachte Nutzung der „Marken“, die keine „Eigentümer“ hatten, durch die fortschreitende Kolonisierung und die mit ihr verbundene Gefährdung bis dahin selbstverständlicher Nutzungsrechte eine Abgrenzung der Nutzungssphären erforderlich machte. Die vier Gemeinden haben ihre Ansprüche gegen neue Siedlungen — freilich unter gewissen Opfern — zu wahren gewußt, indem sie sich zu einer Waldgenossenschaft zusammenschlossen. Es sind gewisse Anzeichen dafür vorhanden, daß die Gemeinde Malterdingen unter diesen vier Orten einmal eine führende Rolle gespielt hat; so sprach man von dem Malterdinger- oder Vierdörfer-Wald. Ähnlich spricht man von der benachbarten Teningen Almend, an der außer

Teningen noch verschiedene Orte beteiligt sind — also eine Parallele zur Münsinger Hart!

Richard Dertsch erwähnt den Zwölfpfarrwald im Kreis Markt Oberdorf im Alpenvorland. Bei ihm schloß man aus dem gemeinsamen Besitz zahlreicher Gemeinden auf eine Urmark, die die Siedlungen rings um j den Auerberg umschlossen haben soll. Aber dieser Schluß läßt sich nicht halten. „Ein Urwald, der von allen umgebenden Dörfern beansprucht wird, ist einfach das ursprüngliche Niemandland, in das die Wirtschaft aller umgebenden Dörfer eindrang, bis schließlich gemeinsame Ab-machungen nötig wurden, um den Wald vor der Vernichtung zu retten und Übervorteilungen zu vermeiden.“ (Seite 6.)

Bei den oben erwähnten Mähdern der Alb handelt es sich um Grasflächen der landwirtschaftlichen Außenzone, die man einmal im Jahr, um Jacobi (25. Juli), mäht und dann beweidet. Im übrigen werden sie sich selbst überlassen. Diese einmähdigen Wiesen können durch Düngung leicht zweimähdig gemacht werden, wobei ihr Ertrag beträchtlich ansteigt. Dadurch wird aber nicht nur das Wachstum der einzelnen Pflanzen gefördert, sondern es wird innerhalb weniger Jahre eine völlige Umwälzung im Artbestand — oft sehr zum Leidwesen des Pflanzenfreunds — hervorgerufen.

Das Weideland der Alb hat schon zu manchen irrtümlichen Auffassungen Anlaß gegeben, denen besonders Robert Gradmann entgegengetreten ist. Es handelt sich heute hier fast ausschließlich um Schafweiden, seit für das Großvieh die reine Stallfütterung durchgeführt ist, was rund 100 Jahre zurückliegt. Die Weidflächen der Alb wären ebenso wie die ganze Alb, wie wir schon gesehen haben, befähigt, beim heutigen Klima Wälder zu tragen. Die baumlosen kurzrasigen Geländestreifen an den Hängen des Braunen Jura und die kahlen mit Kalkgeröll über-streuten Flächen des Weißen Jura verdanken trotz ihres urwüchsigen Eindrucks ihren Zustand lediglich wirtschaftlichen Erwägungen. Sie sind anthropogener Entstehung. Die Felsköpfe und Felsrippen sind erst nach der Freilegung durch die Tätigkeit von Wind und Regen zum Vorschein gekommen. Die Schafweiden sind für den hergebrachten landwirtschaftlichen Betrieb nötig zur Aufrechterhaltung der Nährstoffbilanz im Ackerfeld, weil sie bei dem Mangel an Talwiesen dem Acker eine wichtige Nährstoffquelle in Gestalt der „Pferchnächte“ liefern.

Die Schafweiden sind, worauf besonders F. v. Hornstein hinweist, häufig aus den Hartwäldern hervorgegangen, jenen lichten Weidewäldern, die ein stetes Kampfobjekt der Hirten mit der Natur bildeten, die mit allen Mitteln die Weide gegen Verwachsung offen zu halten suchten. Man wählte für die Schafweiden im allgemeinen denjenigen Teil des Kulturlands, der wegen zu mageren Bodens oder zu großer Steilheit oder auch wegen zu großer Entfernung vom Hof den Anbau weniger lohnte, also Flächen, die sonst dem Wald überlassen bleiben würden. Schlecht gepflegte Weidebestände werden auch vom Wacholderstrauch stark angefliegen und von der Buche angesäumt, das gibt die sogenannten Holzweiden. Daraus sehen wir schon, daß von einer eigentlichen Verkarstung im

forstwirtschaftlichen Sinn, d. h. von der völligen Unmöglichkeit der Wiederaufforstung nicht die Rede sein kann.

Seit dem 19. Jahrhundert werden die Schafweiden in großem Umfang in Äcker umgewandelt oder aufgeforstet. Dadurch ändert sich das Landschaftsbild entscheidend, wie wir das auch bei den Heiden Nordwestdeutschlands erleben. Vor allem in den Talgemeinden nimmt die Weide infolge der Intensivierung der Landwirtschaft nur noch einen verschwindend geringen Raum ein. Bei dieser Aufforstung spielt die Exposition eine große Rolle; auf den Südhängen kommt keine Fichte vorwärts. Die Fichten werden jetzt vor allem an feuchteren Stellen angepflanzt, nicht mehr wahllos wie bisher. Am Anfang wachsen sie zwar gut, aber etwa vom 40. Jahr ab neigen sie zur Rotfäule. Die Tanne kommt auf der Alb nicht recht vorwärts, meist geht sie an einer Laus zugrunde; es ist ihr zu trocken. Douglastannen und Weymoutskiefern sieht man vereinzelt, ab und zu einige Lärchen; sie vermoosen aber auf der Hochfläche leicht. Die Föhre befriedigt nur an einzelnen Stellen. Als Tiefwurzler kommt sie auf flachen Böden nicht tief genug hinunter. Eiche und Eibe kommen kaum mehr vor; sie passen nicht in die heutige Wirtschaft. Häufig ist dagegen der Wacholderstrauch; ab und zu finden wir ihn auch als Baumform, als Säulenwacholder. Vor allem gedeiht aber die Buche mit den sie begleitenden und schon genannten Holzarten.

In der weiteren Umgebung von Blaubeuren wurde ursprünglich mit Forchen aufgeforstet, später kamen Fichten darunter, wobei manchmal die Forchen -wieder ausgehauen wurden. Das war das Zeitalter der Fichtenmanie; teilweise wurden selbst Buchen ausgehauen. Besonders bekannt wurde durch diese Maßnahme ein Förster Erlenmeyer in Ringingen auf dem Hochsträß, südlich von Blaubeuren, der daher Fichtenmeyer genannt wurde. Die Folge seiner Tätigkeit ist, daß das Forstamt Ringingen rund 60 v. H. Fichtenholz aufweist. (Freundliche Mitteilungen verdanken wir Herrn Forstmeister Neunhoeffler-Blaubeuren.) Jetzt sehen wir allerdings vor allem den Nachteil dieser Maßnahme, die in der ersten Fichtengeneration jedoch viel Holz erzeugt. Die Fichte als Nachfolgerin der Buche nützt die tiefe Durchwurzelung ihrer Vorgängerin aus; diese günstigen Umstände fehlen aber schon der zweiten Fichtengeneration. Heute leiden die „Fichtenholzäcker“ unter starkem Windbruch, der unaufhaltsam fortschreitet. Die Fichte ist ein Flachwurzler.

Die Forchen über dem Hang am Blautopf in Blaubeuren sind in den Jahren 1865—1870 als erste Generation Wald, gepflanzt worden. Daß vorher das Rund um Blaubeuren ganz anders aussah, zeigt uns noch der über dem Blautopf sich hinziehende Fußweg, der mit Lindenbäumen besetzt ist, die früher auf den nach Süden sich neigenden wahlfreien Hängen Schatten gewähren sollten. Nicht alle Aufforstungen von Schafweiden sind geglückt. Eine solche mißglückte Aufforstung zeigt uns der Schneckenburren zwischen Schelklingen und Sotzenhausen, westlich von Blaubeuren. Wir finden dort meist Forchen der ersten Generation, die einen sehr kümmerlichen Eindruck machen. Hier bestand der Fehler darin, daß man

Samen aus einer unrichtigen Gegend bezog, denn zur Zeit dieser Aufforstung wurde auf Samenunterschiede noch nicht geachtet. Die Aufforstung der auf den Südhängen gelegenen Schafweiden hat sich teilweise im Wasserhaushalt bemerkbar gemacht. Z. B. ist seit dieser Maßnahme im Tiefental, dem Trockental zwischen Blaubeuren und Schelklingen, keine periodische Wasserführung mehr aufgetreten, die sonst nach starken Regengüssen oder im Frühjahr bei gefrorenem Boden auftrat.

So ist die immer wieder auftauchende Vorstellung irrig, als ob weite Flächen der Alb infolge ihrer Dürre weder Wald noch Äcker, sondern nur Schafweiden zu tragen vermöchten. Die Schafweiden sind in den letzten 100 Jahren sicherlich um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Noch weniger stimmt die von einem norddeutschen Geographen verbreitete Ansicht, daß die Albwasserversorgung den Ackerbau auf der Alb erst ermöglicht hätte. Künstliche Berieselung oder Beregnung durch heraufgepumptes Wasser findet nicht statt.

Vielfach wird der Wasserarmut der Alb eine entscheidende Bedeutung für die Siedlungen zugesprochen. Die Bevölkerung soll sich um die wenigen Wasserstellen zusammengedrängt und von hier aus die Umgebung urbar gemacht haben. Für viele Orte trifft es zu, daß sie an einer Wasserstelle liegen; es gibt aber auch Dörfer, die jeder Quelle entbehren und sich mit Zisternen und Hülben begnügt haben.

Umgekehrt finden wir Wasserstellen, an denen keine Siedlung liegt. Vor allem herrschen die Haufendörfer auch in den Tälern, in denen Weiler und Einzelhöfe „zweckmäßiger“ wären. So kommt R. Gradmann zu dem Ergebnis, daß Mangel an Grund- und Quellwasser noch keine Ursache, sonst brauchbares Land öde liegen zu lassen. Einige Einzelhöfe, die wir auf der Alb antreffen, stammen fast alle aus dem letzten Jahrhundert, wie wir noch näher sehen werden.

Wie auf der Alb finden wir auch entlang der Donau, von Iller und Lech große Dörfer mit Gewannfluren. Sonst ist das nördliche Oberschwaben ein Mischgebiet von Haufendörfern mit Weiler und Einzelhöfen mit Blockfluren. Im südlichen Oberschwaben hat von Kempten her die Vereinödnungsbewegung um sich gegriffen. Im 16. Jahrhundert begannen Bauern im Gebiet der Reichsabtei Kempten ihre Grundstücke zu vereinöden, d. h. die Grundstücke vom Flurzwang und von der gegenseitigen Weidedienstbarkeit zu befreien. So gut wie immer ist damit eine Grundstückszusammenlegung und Flurbereinigung verbunden gewesen. So versteht man schließlich im 18. Jahrhundert unter Vereinöden im Allgäu soviel wie Grundstückszusammenlegung oder arrondieren. Ob die an einer Vereinödnung Beteiligten in Einzelhöfen oder in Dörfern wohnen, spielt keine Rolle. Doch kann das Vereinöden mit und ohne Ausbau vorgenommen werden. Beim Ausbau finden wir alle Übergänge vom Verlegen eines Hofes innerhalb des Dorfes auf die Flur hinaus bis zum völligen Auflösen der geschlossenen Siedlung in Einzelhöfe oder Weiler. Diese letzte große Änderung im Siedlungsbild läßt sich an Hand von Urkunden und Karten gut verfolgen. Leider sind wir

über frühere Veränderungen kaum unterrichtet und sind daher auf allerhand Mutmaßungen angewiesen.

Das heutige Siedlungsbild ist das Ergebnis einer langen und keineswegs geradlinigen geschichtlichen Entwicklung. Die Alb ist ein altbesiedeltes Gebiet, dessen Kulturblüte zur Bronzezeit noch übertroffen wird von der anschließenden Hallstattzeit. Auf sie folgen die Kulturen ; der Kelten und Römer, bis die Alemannen im 3. Jahrhundert n. Chr. unser Gebiet bis zur Iller besetzen. Die Einwanderung in das Land östlich der Iller erfolgte ungefähr um die Mitte des 5. Jahrhunderts.

Wie weit vordeutsche und nicht-alemannische Bevölkerungsteile mit den Einwohnern verschmolzen, läßt sich nicht genau angeben. Die Zahl der vordeutschen Orts- und Flurnamen ist nicht groß. Sie geben uns aber kein sicheres Bild, da nachträgliche Binnenwanderungen erfolgten. Eugen Fischer kommt zu dem Schluß: „Das Alemannenvolk hatte schicksalhaft das Glück (etwa gegenüber den südlicher ziehenden Franken überm Rhein, oder den Langobarden u. a.), geschlossenes Volkstum zu bleiben auf der Grundlage seiner eigenen Rasse und nur Anregungen zu nehmen und Einschläge ebenfalls geistig leistungsfähiger Bevölkerungsteile rassenverwandter Art“ (Fischer 1938 S. 190).

Man hat derartige vordeutsche Siedlungen immer wieder gesucht, denn die heutige rassische Durchmischung der Bevölkerung scheint für einen großen Anteil vordeutscher Bevölkerung zu sprechen (Dertsch S. 15). Die schmal- und langköpfigen Schädel der Reihengräber des 5. bis 7. Jahrhunderts sind jetzt nur noch in geringem Umfang in unserer Bevölkerung zu finden. Die europäische Verrundung der Schädelform hat schon zu vielen Vermutungen Anlaß gegeben. Eugen Fischer konnte den Sachverhalt klar legen. Eine als Substitution bezeichnete Theorie nehme zur Erklärung historische Vorgänge in der Bevölkerung an, die zu einem Ersatz früherer Erblinien durch spätere geführt hätte. Sie arbeite mit Annahmen, denn in keinem Einzelfall sei die solchen Vorgängen zugeschriebene Änderung wirklich unmittelbar nachweisbar. Alle diese Vorgänge würden die Diskrepanz zwischen Änderung der Kopfform und Gleichbleiben der Pigmentverhältnisse, vielfach auch der Körpergröße, und meistens der Physiognomie nicht erklären. Eine wirkliche Verfolgung der historischen Vorgänge sei unmöglich. Demgegenüber sei an verschiedenen Stellen der Erde eine Änderung der Kopfform von Kindern, Enkeln und weiteren Nachkommen von Einwanderern mit Sicherheit nachgewiesen, der Vorgang also historisch verfolgt. Es gebe zweifellos umweltbedingte Formänderungen des menschlichen Schädels. Diese Erscheinungen seien keine Veränderungen der Erbanlagen, also auch der Rasse, vielmehr nur eine Modifikation, also der Ausdruck der normalen Schwankungsbreite des Erscheinungsbilds der erblichen Anlagen.

Wissenschaftlich am exaktesten untersucht sind diese Vorgänge an einer alemannischen Siedlergruppe von 358 Personen, die vor 100 Jahren aus dem Breisgau und dem Kaiserstuhl nach der Colonia Tovar in Venezuela auswanderte

und sich dort unvermischt erhalten konnte. Die Bearbeiterin Rita Hauschild, eine Schülerin von Eugen Tischer, dar kürzlich ebenfalls in El Tovar weilte, konnte Schädelmessungen in der alten und neuen Heimat durchführen. Die Gründe der Verrundung der Schädelform sind noch unklar.

Mit dem Beginn des 6. Jahrhunderts begannen die Alemannen mit dem Ausbau des eroberten Landes. Einmal wurde neues Land durch Ausbau der Dorfmarkungen gewonnen, zum andern durch Rodungen. Vor allem lag damals zwischen Iller und Lech noch eine große Urwaldzone. Nach den Forschungen von Karl Weller wurde die Besiedlung unseres Raums im allgemeinen mit dem 13. Jahrhundert abgeschlossen. Doch ergab sich damit keine Beständigkeit des Siedlungs- und Flurbilds; auch kamen neben den Dörfern neue Siedlungsformen auf, wie Städte, Burgen und Klöster.

Die mittelalterlichen Urkunden führen zahlreich jetzt verschwundene Siedlungen auf, deren Namen teilweise in Waldteilen, Weiden und Ackerfluren weiterleben. Da nach V. Ernst allein die auf der Alb verschwundenen Wohnstätten nach Hunderten zählen, müssen allgemeine Ursachen für das Wüstwerden gesucht werden. Von 16 Orten, die um das Jahr 1140 ihren Zehnten an die Pfarrkirche in Zwiefalten gaben, sind 8 in der Folgezeit verschwunden. Die zahlreichen Stellen, über wüst Regende Güter und Äcker in den Lagerbüchern des 15. Jahrhunderts, etwa im Zwiefalter Lagerbuch von ca. 1430, zeigen, daß es sich um einen wirklichen Rückgang der Kulturfäche, um Flurwüstungen, handelt, nicht um das Zusammensiedeln in größere Ortschaften, von denen aus die Flur weiter bebaut wurde. Die meisten Wohnplätze sind im 13.—15. Jahrhundert aufgelöst worden. Das gleichzeitige Aufblühen der Städte läßt an eine Landflucht denken, die vielerlei Gründe gehabt haben kann. Einige Siedlungen werden im Sinne von Norbert Krebs auch „Fehlsiedlungen“ gewesen sein, die im Lauf der Zeit sich für den landwirtschaftlichen Betrieb als ungeeignet erwiesen haben. Bei etwaigen Klimaschwankungen werden solche Plätze rasch aufgegeben werden.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hat sich die Zahl der Wohnplätze kaum mehr geändert. Ein erneuter Aufschwung des platten Landes seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hat zur Verstärkung der bestehenden Wohnplätze geführt; neue Siedlungen wurden nicht angelegt. Der 30jährige Krieg hat wohl große Menschenverluste gebracht, aber die Zahl der Siedlungen hat sich nicht verringert. An Neugründungen war freilich auf lange Zeit hinaus nicht zu denken. Erst der Umschwung in der Landwirtschaft, der im 18. und auf der Alb vor allem im 19. Jahrhundert, weite, vorher kaum genutzte Flächen dem Anbau zuführte, hat vereinzelt die Gründung neuer Wohnplätze veranlaßt. In erster Linie wurden Einzelhöfe errichtet.

Etwas anders verlief die Entwicklung im Rodungsgebiet Oberschwabens. Schon die Ortsnamen weisen auf späte Besiedlung hin. Dazu kommen Unterschiede der wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnisse der Bauern im Altsiedel- und Ausbauland, wie sie in letzter Zeit von K. Weller, Th. Mayer und K. S. Bader

untersucht wurden. So sind die in den süddeutschen Quellen auftretenden Freien (homines liberi) keine Nachfahren der gemeinfreien Bauern der Frühzeit, sondern für die Rodungsarbeit gewonnene Bauern, die gewisse Vorteile (Freiheiten) genossen. Daher finden wir die Freibauern nur im Rodungsland, nicht im Altsiedelland.

Für einige Gemeinden liegen genauere Untersuchungen der Bevölkerungsbewegung vor. So hatte die Gemeinde Böhringen, östlich von Münsingen, 1634 580 Einwohner und 1652 nach einer Pestepidemie 80 Seelen. Nach dem westfälischen Frieden erfolgten, wie wir es auch von anderen süddeutschen Gebieten wissen, starke Einwanderungen: vor allem aus den Alpenländern, aus der Schweiz, auch aus Österreich, vereinzelt aus Bayern, aus dem Elsaß, aus Mittel- und Norddeutschland. Ihr Anteil beträgt im Zeitraum von 1650—1709 etwa 25 v. H. des Blutstrams, um 1940 noch 11 v. H. Um 1800 herum ist ein weiterer Bevölkerungsrückgang, einmal durch eine Pockenepidemie, zum andern durch Auswanderungen nach Westpreußen; um 1840 geht die Abwanderung besonders nach Amerika, um 1900 meist in die deutschen Städte. Bei diesen Auswanderern handelt es sich vorzüglich um jüngere Menschen, deren Nachkommen der Heimatgemeinde abgehen.

In Seißen auf der Blaubeurer Alb sind von 53 Sippen nach dem 30jährigen Krieg zunächst nur noch 7 vorhanden. Viele der neu, zum Teil vielleicht auch wieder Zugezogenen kamen von den benachbarten Teilen der Alb, aus der Augsburgs Gegend, aus dem Elsaß, der Schweiz und den österreichischen Alpenländern. Später finden wir eine starke Auswanderung; so zogen 1752 auf einmal 52 Personen, das ist ein Siebtel der ganzen Gemeinde, nach Pennsylvanien; einige waren schon vorausgegangen, andere folgten. Wieder andere ziehen die Donau abwärts oder gehen nach Westpreußen.

Innerhalb eines Ortes besteht keine Gleichstellung aller Einwohner. Je älter die Ortschaft, desto deutlicher tritt uns die Maierhofverfassung entgegen. Mit dem Maierhof sind viele Rechte verknüpft, die vor allem V. Ernst untersucht hat. Dem Maier lag die Befehlsgewalt in Dorf- und Feldsachen ob, welche das Zusammenleben und die Zusammenarbeit der Dorfgenossen regelt. Der Maierhof bildet den Mittelpunkt des Orts; er dient zugleich als Rathaus und als Versammlungshaus der Gerichte. Mit der Beherbergungspflicht und der Pflicht bzw. der Möglichkeit, Wein auszuschenken, hängt es zusammen, daß oft noch heute in den Dörfern der Inhaber des Hauptwirthshauses zugleich der größte Bauer ist. Der stattliche Umfang, etwa des ehemaligen Maierhofs in Laichingen, läßt uns dessen einstige Bedeutung erkennen. Aus dem Maierhof hat sich vielfach die Burg entwickelt, denn Maier und Ritter sind zwei verschiedene Entwicklungsstufen einer Reihe. Zum Maierhof gehörten große Komplexe guten Bodens, die fast das ganze Dorf umsäumen können; die Äcker heißen Breite, die Wiesen Brühl. Die in NW-Deutschland mit Ausblicken nach S-Deutschland durchgeführten Untersuchungen von Wilhelm Müller-Wille und Georg Niemeier kommen aus anderen

Überlegungen heraus zu der Bildung von Langstreifengewannen in dorfnahe Lage. Dieser Begriff deckt sich mit unserer Breite. Ein Versuch, die Ergebnisse von Viktor Ernst mit denen der beiden Forscher zu vergleichen, ist noch nicht unternommen worden.

Durch den alteingesessenen Stamm der Dorfbewohner zieht eine tiefe Kluft, die zwischen Bauer und Seldner. Der Gegensatz, der heute noch nicht ganz überwunden ist, hat teilweise das Leben in den Dörfern beherrscht, so war Bremelau durch fast zwei Jahrhunderte Schauplatz erbitterter Kämpfe der beiden Schichten. Der Seldner hat von Haus aus kein Recht in der Gemeinde; er ist von der markgenossenschaftlichen, Nutzung ausgeschlossen, hat keinen eigenen Ackerbau und keine eigene Behausung. Er ist auf dem Hof des Bauern untergebracht. In den Akten, besonders des 16. und 17. Jahrhunderts, können wir verschiedene Entwicklungsstufen seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Lage feststellen, wie den Übergang zur eigenen Wohnung, zur Teilnahme an der Nutzung der Witraien und Allmenden usw. Die Stellung der Seldner zeigt überraschende Ähnlichkeiten zu der der Brinksitzer und Häuslinge Nord-westdeutschlands, der Katner und Insten in Schleswig-Holstein. Die Frage, wie diese Scheidung entstanden sei, hat V. Ernst bewegt. Er meint, die herkömmliche Ansicht bringe die Entstehung der Unterklasse mit der geschlossenen Vererbung in Verbindung und halte die Seldner für nicht hofberechtigte Bauernsöhne. Aber die Schärfe der Scheidung zwischen beiden Klassen spreche dagegen. Wir müßten dann zum mindesten Spuren eines allmählichen Heruntersinkens erwarten, während die Quellen eine stetige Hebung des Standes erkennen lasse. So sei es wahrscheinlicher, daß es sich hier um einen von Haus aus unfreien Teil der Bevölkerung handle, der in irgendeiner früheren Periode durch Unterwerfung anderer Völkerschaften entstanden sei. So nimmt Ernst an, daß dieser Gegensatz, der uns schon in den Urkunden der Karolingerzeit als der zwischen Freien (ingenui, liberi) und Unfreien (mancipia, servi, ancillae, servientes) begegnet, sich bis heute erhalten habe. Doch betont er dann wieder, daß die beiden Volksteile in der Karolingerzeit nicht so abgeschlossen einander gegenüber standen, wie man es nach der Schärfe des rechtlichen Gegensatzes erwarten sollte; Übergänge von der einen zur andern Seite seien nicht selten gewesen. Dieser Feststellung nach nimmt es Wunder, daß sich der Gegensatz so lange hat halten können, und all die verschiedenen Ereignisse bis zum 30jährigen Krieg spurlos daran vorbeigegangen sein sollen. Wie der Begriff des Freien so sollte auch der des Seldners neu untersucht werden.

Das eigentliche Kampfobjekt zwischen Bauern und Seldnern bildete lange Zeit die Dorfallmende. Wo diese fehlte, ging der Kampf der beiden Gruppen fast unmerkbar vor sich. So fehlt in dem mittelalterlichen Rodungsland die eigentliche Dorfallmende, die in den, alten Dörfern der gemeinschaftlichen Nutzung der Dorfgenossen unterliegt. Daran ändert nichts, daß da und dort im Spätsiedelland kleinere Grundstücke von den Bauern gemeinsam genutzt werden, daß schließlich im Allgäu ein Herrschaftswald, aus dem sich die Bauern beholzen, in das Eigentum

der Holzberechtigten sich verwandelt, oder daß auch im Schwarzwald der Name Allmenden vorkommt, was bisher den Geographen, wie Hans Schrepfer und Hans Bobek, manches Kopfzerbrechen verursachte. Doch sehen wir heute klar, daß die Wirtschaftsform der Allmende in ganz verschiedenen Rechtsformen zur Entstehung gelangt ist. Sie ist im Altsiedelland eine andere als in Oberschwaben und im Schwarzwald. Günther Scherzer dürfte dieses Problem endgültig geklärt haben. Die Allmenden sind im Eigentum der Gemeinde befindliche Liegenschaften, an denen die Bürger dieser Gemeinde ein gemeinschaftliches oder gesondertes, zeitweises oder lebenslängliches, unentgeltliches oder belastbares Nutzungsrecht haben. Das Allmendgut ist streng zu unterscheiden vom Gemeindebesitz schlechthin.

Schon im 16. und 17. Jahrhundert wurden in den Albdörfern infolge der anwachsenden Bevölkerung aus der Allmende kulturfähige Stücke aus der gemeinsamen Nutzung herausgenommen und als „Gemeine Teile“ oder „Hackteile“ gegen kleine Zinse ausgegeben. Vieles ist davon nach dem 30jährigen Krieg wieder verodet. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an beginnt dann in fast allen Gemeinden der Kampf um die Allmenden. Angreifer sind immer die Seldner und die minder bemittelten Bauern, während die wohlhabenden Bürger die hergebrachte Ordnung verteidigen. Vor allem haben erstere von der gemeinsamen Weide nur wenig Nutzen. Die Gründe der weniger Begüterten sind immer: eigene Armut, schlechter Verdienst und Hunger der Kinder. Die Regierung ist von Anfang an für stärkere Ausnutzung der Allmenden; sie knüpft aber an ihre Zustimmung die Forderung, daß die ausgeteilten Allmendstücke den Gemeinden vorbehalten bleiben, und daß gegebenenfalls die Nutznießer eine kleine Abgabe entrichten müssen.

Am umfangreichsten war die Allmendausteilung in der Zeit, in der in den Dörfern die Stallfütterung durchgeführt wurde. Solche Austeilungen gehen teilweise bis in die Gegenwart weiter, wo die Neubürger neue Probleme aufwerfen.

Nutzungsberechtigt sind in der Regel die verheirateten ortsanwesenden Bürger und deren Witwen, vereinzelt auch ledige Bürgerstöchter in gestandenem Alter, so in Dottingen vom 45. Lebensjahr ab nach einem Beschluß von 1862. Die Zuteilung geschieht meist auf Lebenszeit, öfters auch auf 9, 12 oder 15 Jahre. Die jungen Bürger erhalten je nach dem Freiwerden von Allmendstücken solche zugeteilt. Bei wachsender Bevölkerungszahl der Gemeinde müssen sie daher oft lange warten, so daß sie auf die Verteilung weiterer Grundstücke drängen. Auf diese Weise brachte es der allmähliche Gang der Allmendverteilung mit sich, daß der Gesamtanteil des einzelnen an der Allmende schließlich aus einer großen Zahl — oft bis 12 und 15 — kleinen Parzellen besteht oder bestand; denn in einzelnen Gemeinden wurden Allmendregelungen durchgeführt.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die Lage der Landwirtschaft, besonders auf der Alb, wenig erfreulich, überall hört man Klagen über das kalte und „ungeschlachte“ Klima, über die unfruchtbaren Felder, die oft lange wüst liegen müssen, über

großen Wildschaden, schlechte Weiden und über die Armut weiter Bevölkerungsteile. Vor allem gab es zu wenig Wiesen. Auf den Weiden wurde das Vieh die kurze Weidezeit über durchgebracht, aber dann in dem langen Winter sehr schlecht gehalten; nur kleine Kälber und Melkkühe bekamen Heu und Öhmd, das übrige Vieh mußte meist mit Stroh durchgefüttert werden. Daher wird die Eröffnung der Frühjahrsweide als ein jämmerlicher Anblick geschildert, wenn ein großer Teil des Viehs mit abgeschundenen Häuten der neuen Weide entgegenschwankt, die anfangs nur in Blättern und Knospen der Sträucher besteht. So war denn die Wandlung, die sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts in der deutschen Landwirtschaft vollzog, für die Alb von großer Bedeutung. Aber die eingewurzelten Gewohnheiten waren nur schwer zu überwinden. Von großer Wichtigkeit war bei dem Wiesenmangel der stärkere Anbau von Futterkräutern, der sich Ende des 18. Jahrhunderts einführte. Im engsten Zusammenhang damit steht der Übergang von der hergebrachten Weidewirtschaft zur Sommerstallfütterung. Hier kam es dann zur Verquickung mit der Allmendfrage. Wer Allmenden zum Anbau haben wollte, war für die Stallfütterung, wer für den alten Weidebetrieb war, verhielt sich ablehnend gegen die Aufteilung. Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts setzte sich die Sommerstallfütterung durch. Die weiten Flächen, welche durch die Aufgabe der Viehweiden, frei geworden waren, wurden weitgehend in Äcker umgewandelt und als Gemeindeteile an die Bürger ausgeben; andere Teile wurden aufgeforstet oder zur Schafweide benützt. Weniger rasch setzte sich der Einbau der Brache durch. Noch auf den nächsten und besten Feldern finden wir in der Mitte des 19. Jahrhunderts im 9. Jahr reine Brache. Mit dem Fortschritt im Einbau der Brache ging eine stärkere Ausnützung der Wechselfelder (nur noch Feld = Graswirtschaft, nicht mehr Feld = Waldwirtschaft) Hand in Hand, die teilweise in den dreifeldrigen Bau mit eingezogen wurden, teilweise zu Dungmähdern, zu zweimähdigen Wiesen, umgewandelt wurden. Wo es möglich war, verbesserte man auch die Holzmäher. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde dem anwachsenden Viehstand mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Dadurch wurde eine stärkere Düngung möglich, und die Äcker brachten größeren Frucht- und Futterertrag. Wichtig war ferner die Vertauschung des alten schwerkgehenden Albpflugs mit dem „Supinger Pflug“, der auch dem kleinen Bauern das Pflügen seiner Äcker ohne fremdes Zugvieh ermöglichte. So sehen wir, daß das heutige Flurbild, das die ganze Feldmark bis auf wenige Parzellen in die Gewannaufteilung einbezieht, nicht sehr alt ist. Die ursprüngliche Ausdehnung des Ackerfeldes zeigt Anklänge an die Eschfluren NW-Deutschlands, kleine Ackerinseln, die nur einen Bruchteil der Markung ausmachen. Schon 1887 wies Eberhard Gothein auf dem Karlsruher Geographen-tag darauf hin, daß noch die primitiven Lokalkarten des 16. Jahrhunderts der Oberrheinlande die Feldfluren oasenartig verstreut zwischen den Weide-, Sumpf- und Waldstrichen auf der einen, dem zum Gebirge hinaufziehenden Hochwald auf der andern Seite zeigen würden. Noch jetzt könne man mit Hilfe der Gemarkungskarten und der

ältesten Flurbücher aus dem 14. und 15. Jahrhundert die ursprüngliche Ausdehnung des Ackerfeldes verfolgen. Und Viktor Ernst kommt 1923 in der Beschreibung des Oberamts Riedlingen zu der Auffassung, daß die Absonderung des Maierhofs oder Herrnguts im Kern der Markung mit einer Sonderstellung im Zaunrecht und dem Recht des Vorschnitts wohl doch darauf hinweise, daß diese bevorrechteten Stücke einer älteren Schicht des Ackerlandes angehören als die umliegenden Gewanne. Sie würden vermuten lassen, daß ursprünglich jene Stücke allein, aber wohl zugunsten der ganzen Gemeinde, angebaut wurden. Als einen Rest dieses Zustands sieht er die Frondienste des ganzen Dorfes an, mit denen später der Inhaber des Herrnguts seinen Betrieb aufrecht erhielt.

Schrifttumsauswahl

- Arbeitsgemeinschaft „Oberschwäbische Fichtenreviere“. Zur Frage der Stockholznutzung und des Waldfeldbaues im württembergischen Oberschwaben. Gutachten der... für die Württembergische Forstdirektion in Tübingen. In: Allgemeine Forstzeitschrift. Jg. 3, 1948. S. 65—68.
- Bader, Karl Siegfried: Bauernrecht und Bauernfreiheit im späteren Mittelalter. In: Historisches Jahrbuch. Bd. 61, 1941. S. 51—87.
- Bader, Karl Siegfried: Staat und Bauerntum im deutschen Mittelalter. In: Adel und Bauern im deutschen Staat des Mittelalters. Hrsg. v. Theodor Mayer. Leipzig 1943. S. 109—129.
- Bobek, Hans: Südwestdeutsche Studien. Remagen/Rh. 1952 — Forschungen zur deutschen Landeskunde. Bd. 62.
- Dertsch, Richard: Schwäbische Siedlungsgeschichte. Kempten (Allgäu) 1949 — Schwäbische Heimatkunde. Bd. 2. (Behandelt Bayerisch Schwaben.)
- Endriß, Gerhard: Neuere siedlungsgeographische Arbeiten in ihrer Bedeutung für die Agrarforschung und Agrargeschichte. In: Der Forschungsdienst. Bd. 2, 1 936. S. 593—600.
- Endriß, Gerhard: Die Vereinödung im bayerischen Allgäu. In: Petermanns Geographische Mitteilungen. Jg. 82, 1936. S. 276—280.
- Endriß, Gerhard: Oberdeutscher Geographentag auf der Insel Reichenau im Bodensee und in Konstanz. In: Zeitschrift für Erdkunde. Jg. 7, 1939. S. 465—470 (Frage der Urlandschaft; Auseinandersetzung Gradmann — Schott).
- Endriß, Gerhard: Die Bedeutung der Landwirtschaftsgeographie für die Agrarforschung und Agrargeschichte Mitteleuropas. In: Petermanns Geographische Mitteilungen. Jg. 93, 1949. S. 113—124..
- Endriß, Gerhard: Kleine Landeskunde des Regierungsbezirks Schwaben. Kempten (Allgäu) 1950 — Schwäbische Heimatkunde. Bd. 5.
- Endriß, Gerhard: Speis und Trank in Ulm an der Donau. In: Alemannisches Jahrbuch. Bd. 1, 1953. S. 349—377. (Hier das weitere Schrifttum des Verfassers über Ulm.)
- Fischer, Eugen: Schicksal des Erbes. Erbe als Schicksal der Alemannen. In: Jahrbuch der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 2, 1938. S. 181—198.
- Fischer, Eugen: Schädelform und Umwelt. In: Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. 44, 1952. S. 51—61.
- Frank, Christian: Die Hochäcker. Kaufbeuren 1912 — Bibliothek für Volks- und Heimatkunde. Heft 87.
- Gothein, Eberhard: Die Naturbedingungen der kulturgeschichtlichen Entwicklung in der Rheinebene und im Schwarzwald. In: Verhandlungen des 7. Deutschen Geographentages zu Karlsruhe 1887. Berlin 1887. S. 53—73.
- Gradmann, Robert: Süddeutschland. Bd. 1,2. Stuttgart 1931 — Bibliothek länderkundlicher Handbücher.
- Gradmann, Robert: Die Abstammung des schwäbischen Volkes. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Jg. 1, 1937. S. 1—46.
- Gradmann, Robert: Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb. 4. Auflage, Bd. 1, 2. Stuttgart 1950.
- Gutersohn, Heinrich: Landschaften der Schweiz. Zürich 1950 — Forschung und Leben.
- Hauff, Rudolf: Zur Wuchsbezirksgliederung in Oberschwaben. In: Mitteilungen des Vereins für Forstliche Standortskartierung. Nr. 3, 1953. S. 45—50.
- Hauschild, Rita: Colonia Tovar. Eine anthropologische Vergleichsuntersuchung zwischen einer badischen Siedlung in Venezuela und ihren Heimatdörfern. In: Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. 42, 1951. S. 211—267.
- Hekh, G.: Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungsbewegung des Kirchspiels Böhringen auf der Uracher Alb vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Bd. 33, 1939. S. 126—169.
- Hornstein, Felix Frh. v.: Zur Entwicklungsgeschichte der Fichtenreviere und des Waldfeldbaues in Oberschwaben. In: Forstwissenschaftliches Zentralblatt. Jg. 67, 1948. S. 65—79.
- Hornstein, Felix Frh. v.: Wald und Mensch. Waldgeschichte des Alpenvorlandes: Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Ravensburg 1951.
- Utten: Das deutsche veredelte Landschaft (Württemberg) unter bes. Ber. Der Zucht und Haltung in Süddeutschland. Berlin 1938 — Aus deutschen Zuchten. II. 5.
- Krebs, Norbert: Neue Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. In: Berichte zur deutschen Landeskunde. Bd. 3, 1943. S. 292—296.
- Metz, Friedrich: Die Oberrheinlande als Ein- und Auswanderungsgebiet. In: Verhandlungen und wissenschaftliche Abhandlungen des 22. Deutschen Geographentages zu Karlsruhe 1927. Breslau 1928. S. 222—237.
- Mortensen, Hans: Neue Beobachtungen über Wüstungs-Bandfluren und ihre Bedeutung für die mittelalterliche deutsche Kulturlandschaft. In: Berichte zur deutschen Landeskunde. Bd. 10, 1951. S. 341—361.
- Müller-Wille, Wilhelm: Langstreifenflur und Drubbel. Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie Westgermaniens. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung. Jg. 8, 1944. S. 9—44.
- Niemeier, Georg: Gewinnfluren. Ihre Gliederung und die Eschkerntheorie. In: Petermanns Geographische Mitteilungen. Jg. 90, 1944. S. 57—74.
- Oberamtsbeschreibungen, württembergische; bes. die Bände: Münsingen, 2. Aufl. 1912; Riedlingen, 2. Aufl. 1923; Tettnang, 2. Aufl. 1915; Urach, 2. Aufl. 1909: Historische Teile jeweils von Viktor Ernst, geographische — mit Ausnahme von Riedlingen — von Robert Gradmann.
- Schenk, Georg: Die Bevölkerung von Seißen bei Blaubeuren bis zum Jahre 1800.

- In: Olm — Oberschwaben, Mitt. d. Ver. f. Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben. Bd. 31, 1941. S. 126—148.
- Scherzer, Günther: Die Allmenden in Baden. Wirtschaftsgeschichtliche und agrarpolitische Beiträge zur Frage des Grundeigentums. In: Berichte über Landwirtschaft. Jg. 25, 1940. S. 329—452. — Vgl. auch die Besprechung dieser Arbeit durch K. S. Bader in der Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins. N. F. Bd. 54, 1941. S. 295 ff.
- Schmithüsen, Josef: Der Niederwald des linksrheinischen Schiefergebirges. Ein Beitrag zur Geographie der rheinischen Kulturlandschaft. Bonn 1934 — Beiträge zur Landeskunde der Rheinlande. Reihe 2. Heft 4.
- Schmitthenner, Heinrich: Die Reutbergwirtschaft in Deutschland. In: Geographische Zeitschrift. Jg. 29, 1923. S. 115—127.
- Schrepfer, Hans: Der südliche Schwarzwald. Ein landeskundlicher Ueberblick. In: Geographische Zeitschrift. Jg. 33, 1927. S. 172—185.
- Waibel, Leo: Probleme der Landwirtschaftsgeographie. In: Verhandlungen [und wissenschaftliche Abhandlungen des 25. Deutschen Geographentages zu Bad Nauheim 1934. Breslau 1934. S. 100—117.
- Walter, Michael: Die abgegangenen Siedlungen. Karlsruhe 1927.
- Weller, Karl: Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr. Stuttgart 1938 — Besiedlungsgeschichte Württembergs. Bd. 3. (Mehr bisher nicht erschienen.)
- Weller, Karl: Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer. München und Berlin 1944.
- Wellmer, Martin: Zur Entstehungsgeschichte der Markgenossenschaften. Der Vierdörferwald bei Emmendingen. Freiburg i. Br. 1938 — Veröff. D. Oberrheinischen Instituts f. geschichtl. Landeskunde Freiburg i. Br. 4.
- Winkler, Ernst: Veränderungen der Kulturlandschaft im zürcherischen Glattal. In: Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich. Bd. 36, 1935/36. S. 1—163.